

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Am Lebensborn

Poppe, Franz

Oldenburg, [1897]

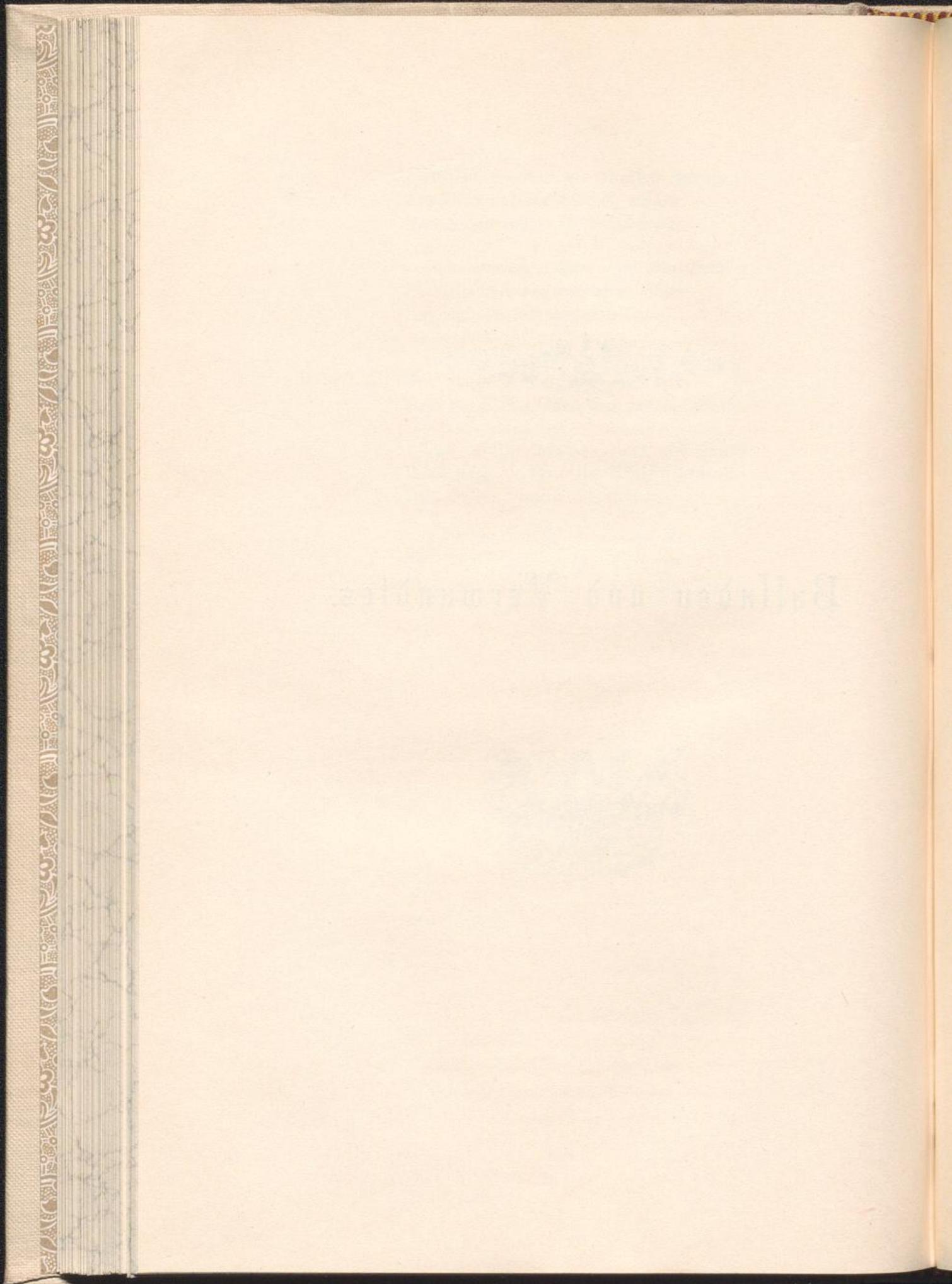
Balladen und Verwandtes.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-249186](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-249186)



Balladen und Verwandtes.





Die Waldmühle.

Was glühst du so, schöne Müllerin?
Was fliehst du so hurtig zur Mühle hin?
So warte doch, scheues, flüchtiges Reh,
Dir droht ja kein Jäger, wohin ich auch geh!
Doch sieh, ein junger, schmucker Gesell
Aus dem Hause springt und folget ihr schnell.
Sieh acht! auf fremder Mühle zu mahlen,
Mußt' mancher mit seiner Haut bezahlen;
Und der Mühlbach schäumt und rauschet.

Beim großen Rad eine Leiter stand,
Ein bestäubtes Fenster ist hoch in der Wand.
Die Müllerin klettert hinauf wie der Wind
Und zieht durch das Fenster die Leiter geschwind,
Lugt schelmisch hernieder und fichert und spricht:
Gelt, Marder, das Hühnchen erhaschten wir nicht! —
Doch der Knappe bringt eiligst die Mühle zum Stehen
Und will von dem Rade durchs Fenster gehen.
Und der Mühlbach schäumt und rauschet.

Und von Schaufel zu Schaufel mutig er klimmt,
Und ängstlich der Müllerin Auge glimmt.
Da, horch! das Räderwerk regt sich und knackt,
Und Angst und Schwindel den Burschen erpackt,
Und er sieht mit weißem, mit triefendem Leib
Aus den Wellen tauchen ein Wasserweib.
Jetzt packen die Schaufel gespenstische Hände,
Es klappern die Räder, es dröhnen die Wände,
Und der Mühlbach schäumt und rauschet.

Und es dreht sich das Mühlrad und dreht sich und saust,
Und dumpfer und dumpfer das Wasser erbraust,
Und schneller und schneller das Rad sich dreht,
Daß schier dem Knappen der Atem ausgeht,
Und es spritzt ihm der fliegende Schaum ins Gesicht,
Und länger halten die Arme ihn nicht,
Ihn zieht's in die Tiefe; von oben ein Schrei;
Nun Totenstille; mit ihm ist's vorbei. —

Und der Mühlbach schäumet und rauschet. —

Verschollen.

Hier auf den Dünen am Meere,
Hier sitz' ich oft allein
Und spähe in die Ferne
Im Abendsonnenschein.

Die Sonne taucht hinunter
In rosenroter Glut;
Der Himmel wird trüb' und dunkel,
Es wogt und grollt die Flut.

Mein Liebster ist fortgezogen
Aufs off'ne Meer hinaus;
Acht Jahre sind vergangen,
Und immer noch nicht zu Haus!

Ich sah im Traum ihn sinken
In dunklen Meereschoß;
Die Wogen rollen hinüber
Und lassen ihn nimmer los.

Ein Segel seh' ich schimmern,
Ach, aber so weit, so weit!
Jetzt ist es wieder verschwunden;
Die Möwe schrillt und schreit.

Der Himmel wird so dunkel,
Und weithin braust das Meer;
Es ist ein Sturm im Anzug,
Die Vögel kreischen umher.

Wie rollen so dumpf die Wogen!
Wie geht so hoch die See!
Doch höher noch als die Wogen
Geht meines Herzens Weh.

Die Schiffe kommen eilends
Und fahren an den Strand;
Meine Liebe schwankt auf dem
Meere
Und findet nimmer Land.

Wie ist das Meer so dunkel,
So schaurig tief die See!
Meine Lieb' ist untergegangen,
Fahr wohl, fahr wohl! Ade!

Zigeunermädchen.

Wir lagen beim Feuer im finstern Wald,
Als laut durch die Nacht ein Schuß erschallt.
Das sind die Reiter, sie sprengen heran,
Auf Leben und Tod kämpfte Mann gegen Mann,
Im Wald beim Feuerschein.

Mein Liebster fiel, das Haupt gespalten,
Ich hab' ihn in meinen Armen gehalten;
Meine Hände waren vom Blute rot,
Ich saß und weinte um seinen Tod,
Im Wald beim Feuerschein.

Ich habe verscharrt ihn im Waldesschoß
Und hab' ihn bedeckt mit Erd' und Moos,
Und zog von dannen, verlassen, allein;
Die Bäume rauschen, ich wein' und wein'
Im Wald beim Feuerschein.

Lieder der Harfnerin.

I.

Wohne Vaterhaus und Heimat,
fremd, verstoßen, unbekannt,
Pilg're ich von Markt zu Markte,
Mit der Harfe in der Hand.
Und die bunte, lust'ge Menge
Wogt und tobt und gafft und schreit,
Ach, und mitten im Gejubil
Bin nur ich voll Traurigkeit.
Die zitternden Saiten klingen,
Durchzuckt vom verborgenen Schmerz;
Sie klingen, klirren und springen,
O, brich auch du, mein Herz!



Lust'ge Weisen soll ich spielen,
Und das Herz, es bricht mir fast,
Lust'ge Lieder soll ich singen,
Und die Welt ist mir zur Last.
Freundlich soll mein Auge lächeln
Bei des Lüstlings rohem Scherz,
Ob ich weinen, grollen möchte;
Ach, es bricht mir fast das Herz!

Meine Jugend geht zu Ende,
Schon verwelkt mein bleiches Haupt;
Meine Ruhe ist verloren,
Meine Unschuld mir geraubt;
Bin verlassen, bin verstoßen,
Keiner nimmt sich meiner an;
Spott und Hohn muß ich erdulden,
Ach, was hab' ich denn gethan?

Liebe stürzte mich ins Elend,
Treue log mit falschem Wort,
Und verzagend und verzweifelnd
Lief ich mit der Harfe fort.
Und ins laute Meer des Lebens
Stürzt' ich mich mit wildem Schmerz;
Doch durch all' die Lust und Freude
Trag' ich mit mein krankes Herz.

Wer wird meiner sich erbarmen,
Ist mein Liebreiz erst entflohn? —
Jünglinge, die jetzt mir schmeicheln,
Überschütten mich mit Hohn;
Mit verächtlich stolzen Blicken
Sehn die Frau'n auf mich herab,
Unbetrauert, unbeweinet
Senkt man endlich mich ins Grab.
Die zitternden Saiten klingen,
Durchzuckt vom brennenden Schmerz,
Sie klingen, flirren und springen,
O, brich auch du, mein Herz!

II.

Ich pilg're durch die weite Welt,
Wo weilt er, der mich liebt?
Ist denn kein Stern am Himmelszelt,
Der mir ein Zeichen giebt? —

Wohin soll ich des Weges ziehn,
Wo find' ich meinen Herrn? —
O, dürft' ich ihm zu Füßen knien,
Wie stürb' ich dann so gern!

Ich bin ein arm verlassen Kind,
Der fremden Menschen Spott;
So irr' ich fort durch Nacht und Wind,
Nur mit der Harf' und Gott. —

Minstrel.

Vor mir liegt aufgeschlagen
Der Sagen altes Buch,
Das birgt aus frühern Tagen
Der Mären mir genug.
Ich folg' mit stillem Sinnen
Auch eines Sängers Spur,
Des Singen und des Minnen
Groß' Freud' und Leid erfuhr.

In Kraft und Jugendschöne
fuhr er von Land zu Land,
Ein junger Gott der Töne,
Geliebt und vielgenannt.
Bei allen frohen Festen
Sah man den Sänger gern,
In Hütten und Palästen
Grüßt' ihn manch heller Stern.

Hat auch von ihm vernommen
Ein König an dem Rhein,
Der läßt zu Hof ihn kommen;
Er tritt zum Saal herein.
Und sieh, ihm schwebt entgegen
Die Königstochter mild,
Errötend hold verlegen,
Ein wonnig Frauenbild.

Und seiner Harfe Klänge
Sie quillen durch den Saal,
Die Weise seiner Sänge
Bewältigt sie zumal,
Als ob bezaubernd schwebet
Vom Himmel Geisterhauch;
Die Königstochter hebet,
Sie schaut ihm Aug' in Aug'.

Da zieht mit süßen Schmerzen
Die Lieb' in beider Brust,
Zieht selig Herz zum Herzen,
Urplötzlich, unbewußt. —
Sie halten sich umschlungen
Im off'nen, lichten Saal;
So hat Gestalt errungen
Ihr Herzensideal.

„Nichtswürd'ger, darfst du's
wagen?“

Der König ruft's in Wut;
„Des frechen Herzens Schlagen,
Ich kühl's in deinem Blut!“ —
Nichts frommt der Jungfrau
Bitten,

Die Fesseln sind gebracht,
Und in der Häfcher Mitten
Umfängt ihn Kerfernacht.

Ein Blitzstrahl ist sein Minnen,
Ein Zucken und Vergehn;
Ein Lied will er ersinnen,
Doch ach, wer wird's verstehn? —
Schon strömt voll Neugiers Grauen
Herbei des Volkes Schar,
Des Harfners Tod zu schauen,
Der aller Liebling war.

In dichtgedrängten Massen
Steht rings das Volk umher,
Mit Augen, thränennassen,
Mit Herzen, bang und schwer. —
Kaum sinkt der Dämmerung Hülle,
Da steigt er aufs Schafott,
Des Hauptes Lockenfülle
Erhoben wie ein Gott.

Er schaut aufs Volk hernieder,
Spricht zum Altan gewandt:
„Gebt mir noch einmal wieder
Das Saitenspiel zur Hand!

Laßt mich noch einmal singen
Ein Lied in vollem Ton,
Dann mag sich aufwärts schwingen
Mein Geist zu Gottes Thron!“ —

Der König winkt Gewährung,
Die Harfe wird gebracht;
In seliger Verklärung
Des Sängers Auge lacht.
Dann lockt er aus den Saiten
Gar wundersamen Klang,
Als tönt' aus Nebelweiten
Ein süßer Schwanensang.

Dem Sang und Spiel entquellen
Die Töne geisterhaft,
Bis sie allmählich schwellen
Zu niegeahnter Kraft.
Erst wie aus weiten fernen
Ertönt's geheimnisvoll,
Als ob es von den Sternen,
Vom Monde niederquoll.

Und näher kommt's und näher,
Bis es das Herz erpackt;
Nun rauscht es wie ein jäher,
Gewalt'ger Katarakt.
Da plötzlich springt mit Dröhnen
Das Saitenspiel entzwei;
Ringsum nur leises Stöhnen
Und dann ein lauter Schrei.

In ihres Vaters Armen
Die Königstochter liegt,
Heiß flehend um Erbarmen,
An seine Brust geschmiegt:
„Willst du das Herz verderben,
Aus dem der Himmel spricht,
So laß mich mit ihm sterben,
Mir frommt zu leben nicht.“ —

Da kann nicht widerstehen
Des Königs steinern Herz;
Wenn Sang und Liebe stehen,
Zerschmilzt das harte Erz.
Er sieht den Jüngling neigen
Das Haupt zum Todesstreich;
Bald wird auf ewig schweigen
Der Mund, so liederreich.

„Er leb'!“ — Des Königs
Rechte
Sie winkt ihm Gnade zu —
„Von göttlichem Geschlechte,
O Sänger, bist auch du!
Dein Lied hat mir's verkündet;
Komm, sei hinfort mein Sohn!
Nun steht mir festgegründet
Mein sonst verwaister Thron.“ —

Das Lied vom Grafen.

I.

Das Mägdelein stand am
Brunnen
Und blickte lang' hinein:
„Ach, läg' ich tief im Grunde,
Ich armes Mägdelein!“

Sie preßt die Hand beklommen
An ihr schneeweißes Haupt:
„Mein' Ehr' ist mir genommen,
Mein Kranz ist mir geraubt.

Vergeb' Euch Gott im Himmel,
Herr Graf, und lebet wohl,
Weil ich ja nimmer, nimmer
Die Eure werden soll.

Nicht will ich Euern Jäger,
Wenn mich der Herr nicht mag;
O läg' ich in der Erde,
Erlöst von aller Schmach!

Nun will ich heimwärts ziehen
Zu meinem Mütterlein;
Die Rose will verblühen,
Ade, gedenket mein!“

II.

Sie schnürt ihr leichtes Bündelein,
Geht weinend in das Feld hinein:
Leb' wohl, leb' wohl, Herzliebster mein!

Sie kommt vor ihrer Mutter Haus;

Die Mutter tritt zur Thür heraus:

„Willkommen, liebes Töchterlein!

Bist ja, als kämst du aus dem Grab,

Wie ward dein Mieder dir so knapp,

Lieb Töchterlein, lieb Töchterlein!“ —

„Seid still, lieb Mütterlein, seid still,

Weil ich zur Ruh mich legen will;

Bin müd', schon bricht die Nacht herein.“ —

Sie ging wohl in ihr Kämmerlein,

Und unter herbem Weh und Schmerz

Brach in der Nacht des Mägdeleins Herz. —



III.

Der Graf schrickt in der Nacht empor

Aus einem bösen Traum.

Ihm träumt', sein Lieb starb über Nacht,

Und unter einem Lindenbaum

Sei schon ihr Grab gemacht.

„Steh auf, steh auf, du Reitknecht mein!

Auf, saddle mir mein Pferd!

Muß reiten über Heid' und feld,

Bergauf, bergab wohl durch die Welt,

Auf daß mir Ruhe werd'.“

Und als er kam zur grünen Heid',

Die Glocken gingen bang.

„Wen läuten sie zur stillen Gruft?

Mir ist, als ob mein Liebchen ruft:

O zög're nicht zu lang'!“

Und als er vor das Burgthor kam,

Einen Sarg trug man hervor.

„Stellt ab, stellt ab den Sarg geschwind,

Darinnen liegt mein Schatz, mein Kind,

Hebt ab den Leichenflor!“

Er hob den Schleier vom Gesicht,
Es war so weiß wie Schnee.
„Ach Gott, mein Liebchen war's einmal;
Nun fühlt sie weder Lust noch Qual,
Verglüht ist all' ihr Weh.“

Er hob den Schleier abermal,
Beschaute ihre Füße beid':
„Ach, daß ich streifte noch mit dir
Durch Wald und Feld, du meine Zier,
Das war eine schöne Zeit!

Es war einmal mein lieber Schatz,
Nun aber ist's nicht mehr;
Nun schläft sie süß und weinet nicht.
Verlösch' auch du, mein Lebenslicht,
Die Welt wird öd' und leer!“

Da zog er aus sein blankes Schwert
Und stach sich's tief ins Herz.
„Du bist gestorben jung und rot,
So leid' auch ich den bittern Tod
Und dulde allen Schmerz.“

Grabt für uns beid' ein tiefes Grab
Und deckt's mit Rasen zu,
Auf daß ich an der Liebsten Seit'
Die lange, lange Ewigkeit
Dort schlaf' in süßer Ruh!“ —

IV.

Auf dem Kirchhof ist ein Grab,
Drin begrub man beide;
Lange Zweige senkt herab
Eine Trauerweide.

Eine weiße Lilie blüht
Dort aus ihrem Staube;
Wenn die Abendsonne glüht,
Girrt dort eine Taube.

Falkenier.

I.

„Was schaust du mit düsteren Augen mich an,
Was bist du so schweigsam zur Stund'?" —
Ich hab' dich verloren, mein herziges Lieb,
Mein Herz, das thut es mir kund.

Mir träumte, ich wäre dein Lieblingsfalk
Und folgte nur deinem Gebot
Im Jubel der Jagd, nun giebst du mich frei,
Doch die Freiheit, für mich ist sie Tod.

Gefesselt laß ruhn mich auf deiner Hand!
Gern dien' ich der schönsten der Frau'n;
Wo nicht, so schieße dein Jäger mich tot,
Will sterbend ins Aug' dir noch schau'n. —

II.

Wer lieben will, muß wagen,
Hier frommt kein weibisch Jagen:
Das Weib liebt nur den Mann! —
Drum, Jäger, mach' dich fertig
Und sei des Kampfs gewärtig
Im düstern Tann!

Den Falken zieht's zur Sonnen,
Mich zieht's zum kühlen Broomen
Und zur vielschönen Frau.
Hält sie ihn dort umfängen,
Sie, die mein Herzverlangen,
So giebt es blut'gen Tau.

Es ist noch früh vor Tagen,
Greif aus, mein Roß, zum Jagen,
Heut' gilt's ein Edelmild!

Auf einer grünen Heiden
Zum Lieben oder Leiden,
Wer weiß, wem's gilt! —

Weh, im Gehäge girrt es! —
Mir vor den Augen flirrt es;
Wohlan, den Bogen spann'!
Der Falk' stößt auf den Reiher,
Ich auf den falschen Freier:
Nun drauf und dran!

Nichts frommt, Feinslieb, dein
Charen,
Wir müssen's beid' erfahren,
Was falsche Liebe thut.
Er oder ich muß enden,
An deinen weißen Händen
Klebt rotes Blut. —

Weh mir! mein Herzblut rinnet, —
Doch hab' ich treu geminnet,
Falschlieb, ich sterb' um dich. —
Du weinst? — Mir ist's gelungen:
Wie stirbt's, von dir umschlungen,
So selig sich! —

Der Postillon.

I.

Im Wirtshaus auf der Heide
Sitzt spät beim Lampenschein
Ein Mädchen still und einsam
Und horcht in die Nacht hinein.

Da draußen heult der Sturm-
wind,
Das Feld ist öd' und weiß,
Die Sterne glitzern frostig
Durch eine Luft von Eis.

Das Mädchen in der Schenke
Lauscht auf des Posthorns Ton
Schon seit zwei langen Stunden;
Sie liebt den Postillon.

II.

Fern durch die öde Heide
Zieht langsam ein Gespann;
Die Räder knarren und ächzen,
Die Straße geht bergan.

Es liegen Dünen im Wege,
Verschüttet ist die Spur;
Kein Baum, kein Haus, kein Leben,
Rings tote Fläche nur.

Vergebens späht der Schwager
Nach einem hellen Licht;
Nur glitzernde, eisige Sterne
Schau'n ihm ins Angesicht.

Es wird ihm kalt ums Herze,
Ob drinnen Liebe glüht;
Ihn faßt ein frostig Schauern,
Es starret sein Geblüt.

Ihm schwindelt's vor den Augen,
Des Weges Spur verschwand,
Die Pferde stehn und keuchen,
Da greift zum Horn die Hand.

Weit durch die Heide schmettert
Ein schriller, kurzer Ton; —
Nun alles still; es dämmert
Im fernen Osten schon.

III.

Im Wirtshaus auf der Heide
Ging rasch die Lampe aus,
Es fuhr zur selben Stunde
Ein Sturm durchs ganze Haus.

Das Mädchen fährt zusammen,
Ihm wird ums Herz so bang!
War das nicht Wagengerassel?
War das nicht Posthornklang?

Ach nein! es war der Sturmwind;
Rasch stürzt sie vor das Haus;
Er kommt! Gott sei gepriesen!
So ruft sie jubelnd aus.

Er kommt — doch gar so langsam,
Als wär's ein Trauerzug;
Der Schnee deckt Wagen und Pferde
Mit kaltem Leichentuch.

Sitzt denn der Tod im Wagen?
Verlor das Horn den Ton? —
Erstarrt sitzt auf dem Bocke
Ihr lieber Postillon. —

Der Pfiff.

Leibkutscher war der Alte
Beim sel'gen Großherzog;
Er wußte gut zu fahren
Vom Bocke, frei und hoch.

Zwei prächt'ge Hengste waren
Des Herzogs Leibgespann;
Nur einer konnt' sie lenken,
Der Alte war der Mann.

Doch hatt' er die Gewohnheit,
Wenn's Paar zu wild ausgriff,
Daß er's zur Ruhe brachte
Mit einem einz'gen Pfiff.

Sie gingen dann bedächtig,
Beruhigt auf der Stell',
Sobald den Pfiff sie hörten,
Melodisch, fein und hell.

Der Pfiff war unbeschreiblich,
Musik fürs Pferdeohr,
Allein dem sel'gen Herzog
Kam er plebejisch vor.

„So laß Er doch das Pfeifen,
Es klingt fürwahr nicht fein!“
— Wohl, Königliche Hoheit,
Inskünftig laß ich's sein. —

Hei, wie die Hengste laufen
So leicht, egal und glatt!
Der Herzog schmunzelt freundlich,
Er sieht sich nimmer satt.

Doch schneller, immer schneller
Greift aus das wilde Paar;
Sie sausen durch die Lüfte,
Im Winde fliegt ihr Haar.

Die Leut' am Wege sagen:
„Das geht fürwahr nicht gut;
Die Hengste werden flüchtig,
Sie schäumen schon vor Wut!“

Wie sich auch müht der Alte,
Er bringt sie nicht zur Ruh;
Bedenklich schaut der Herzog
Dem tollten Jagen zu.

Es wird ihm immer bänger
Bei solcher wilden Jagd:
„Kerl, hat Er denn die Pferde
Nicht mehr in Seiner Macht?!“

— Wohl, Königliche Hoheit;
Doch wer ist schuld daran?
Es ist mir ja verboten,
Zu pfeifen dann und wann. —

„Zum Kuckuck dann, so pfeif' Er
In Gottes Namen zu,
Nur bring' Er auf der Stelle
Die Hengste mir zur Ruh!“

Ein einz'ger Pfiff ertönet,
Melodisch, fein und hell;
Die Hengste sind beruhigt,
Besänftigt auf der Stell'.

Der Pfiff war unbeschreiblich,
Musik fürs Pferdeohr,
Kam auch hinfort dem Herzog
Nie mehr plebejisch vor.

Zwei Weihnachts-Idyllen.

I. Weihnachtsfeier im Kriege.

1870.

Der heil'ge Abend war gekommen,
Die Freude zog in Schloß und Haus;
Am Tannenbaum die Lichter glommen,
Sie strahlten in die Nacht hinaus.
Ein niedres Haus nur stand ganz dunkel,
Durchs Fenster quoll kein helles Licht;
Doch blickt' empor zum Sterngefunkel
Ein Weib mit trübem Angesicht.

Marie ist's mit ihren Kleinen,
Die Frau des toten Landwehrmanns;
Still sitzt sie da für sich zu weinen,
Und bei ihr stehn Margret und Hans.



Margrete streichelt ihr die Wange
Und tröstet: „Liebes Mütterlein,
Sollst sehn, es währt nun nicht mehr lange,
Dann wird der Vater bei uns sein.“

„Ach Kind,“ spricht sie, „kein Hoffnungschimmer
Erhellst je meines Kummers Nacht;
Der gute Vater kehret nimmer,
Gefallen ist er in der Schlacht.“ —
„Sieh Mütterlein, was dir die Leute
Erzählt, nicht wahr ist's, glaub' es mir!
Mir hat geträumt, ich sah' ihn heute
Gesund und fröhlich wieder hier.“ —

„Ihr guten Kinder,“ spricht sie leise,
Ihr feiert heut' ein traurig Fest;
Wie wir, so weint wohl manche Waise,
Manch armes Weib, in Ost und West.
Für sie giebt's Weihnacht nicht hienieden,
Für sie hat Christkind nichts beschert
Als Thränen. — Wär' doch endlich Frieden,
Ja, Frieden wieder auf der Erd'!“ —

So betet sie in ihrem Jammer,
Starrt in der Lampe trüben Schein;
Da pocht es an die Thür der Kammer,
Und eine Jungfrau tritt herein.
„Kommt mit mir!“ spricht sie; „der mich sendet,
Ist niemand als der heil'ge Christ;
Bei uns hat er für euch gespendet,
Seht selbst, was euch beschieden ist!“ —

Die Kinder lauschen ihrer Kunde,
Als wär' vom Himmel sie gesandt,
Als wär's ein Gruß aus Engelsmunde,
Und reichen traulich ihr die Hand.
Sie gehn durch die belebten Gassen,
Und schweigend folgt die Mutter nach;
Aus Bäumen, die es rings umfassen,
Ragt dort empor des Schlosses Dach.

Die Jungfrau spricht: „Wir sind zur Stelle.“ —
Ein Diener öffnet das Portal;
Schon oft betrat Marie die Schwelle,
Sie diente einst beim General.
Mit seinen siegsgewohnten Fahnen
Zog auch ihr Wilhelm in den Krieg;
Er folgte seines Ruhmes Bahnen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg.

Der Alte sitzt zu Roß noch immer,
Ihr Wilhelm fiel im Heldenlauf. —
Da plötzlich, sieh, im nahen Zimmer
Thut weit die Flügelthür sich auf.
Ein Meer von Licht strömt ihr entgegen,
Geblendet stehn Margret und Hans;
Auf ihres Lebens niedern Wegen
Sah'n nimmer sie solch hellen Glanz.

Die Lichter seht, die reichen Spenden!
Sie treten schüchtern hin zum Baum;
Die Jungfrau giebt mit vollen Händen,
Den Kindern ist's, als wär's ein Traum.
Hans rüstet sich bis an die Zähne,
Für Gretchen giebt's ein warmes Kleid;
Im Mutteraug' blinkt eine Thräne,
Es bebt ihr Herz vor Wonn' und Leid.

Da klingelt's — und herein zum Saale
Tritt rasch ein hoher Musketier:
„Grüß Gott! ich komm' vom Generale,
Und Fried' und Freude kommt mit mir!“ *)
Marie fliegt in seine Arme,
Drückt an die Brust ihr selig Haupt;
Er preßt ans Herz, ans lebenswarme,
Sein Weib, das längst ihn tot geglaubt.

*) Durch einen Schuß in den Arm dienstunfähig geworden, war er in die Heimat entlassen.

Hans ruft: „Viktoria! nun ziehe
Ich mit ins Feld, mit Helm und Schwert!“
Margret umschlingt des Vaters Kniee,
Die Jungfrau aber steht verklärt. —
Da ist's, als fängen Engelheere
Vom Himmel hoch ein neues Lied:
„Gott in der Höh' allein die Ehre
Und auf der Erde Freud' und Fried'!“ —

II. Ein Christkind.

Weihnachtsabend ist gekommen;
In dem Stübchen, still und traut,
Sitzt die Mutter mit den Kindern,
Und der Mond durchs Fenster schaut.
Noch ist's Zwielficht, und die Lampe
Brennt noch nicht mit hellem Schein,
Doch des Ofens munt're Flamme
Leuchtet traut durchs Zimmerlein.

„Mutter, Mutter!“ spricht Helene,
Und die andern stimmen zu,
„O, erzähl' uns doch vom Christkind,
Eh' du bringest uns zur Ruh!“ —
„Ja, was soll ich euch erzählen?“
Sagt die Mutter; „Christ ist schön,
Schöner noch als Mond und Sterne
In des Himmels blauen Höh'n.“

Heute Nacht noch wird er kommen,
Wenn ihr fromm und artig seid,
Wird den Tannenbaum euch schmücken;
Das wird eine Herrlichkeit!
Morgen früh dann, wenn ihr aufsteht,
Strahlt der Baum in goldner Pracht;
Müßt nur bald zur Ruhe gehen,
Christ hat viel zu thun die Nacht.“

„Ja, wir wollen früh ins Nestchen,“
Sagt Franziska, „schon vor acht,
Doch ich fürcht', vor lauter Freude
Werd' ich schlafen nicht die Nacht.“
„Aber was soll er euch bringen?“
fragt die Mutter. „Mir ein Kleid!“
Ruft Johanna. „Mir ein Püppchen,“
Ruft Helene, „welches schreit! —

Weißt du, Mutter, solch ein Püppchen,
Das, wenn man's ein wenig preßt,
Mit den großen Augen zwinkert
Und ein Quietschen hören läßt.“
„Adolf will ein Pferdchen haben,“
Stammelt jetzt der kleine Mann,
„Einen Säbel, eine Lanze,
Mit 'ner roten Fahne dran!“

„Nun, ich will es Christkind sagen,“
Spricht die Mutter, „doch vergeßt
Nicht, das Nachtgebet zu sprechen,
Wenn ihr liegt im warmen Nest.“
„O, wir wollen's nicht vergessen!“
Rufen alle; „Mütterlein,
Mach' nur unser Abendbüppchen,
Dann geschwind ins Nest hinein!“

~~~~~

Andern Morgens, schon vor Tagen,  
Schallt ein Lärm durchs ganze Haus;  
Eh' zum Aufstehn ruft der Vater,  
Springen sie zum Bett heraus,  
Eilen, halb erst angekleidet,  
Zur Familienstube hin,  
Stehen lauschend an der Thüre,  
Denn noch schafft das Christkind drin.

Wagen nicht hineinzutreten,  
Währet auch noch so lang' die Zeit;  
Erst muß ja die Klingel schallen —  
„Horch, wie drin das Christkind schreit!“

Christkind? — „Nun, wer wär's denn anders?“ —  
Heil! Jetzt klingelt's! Der Papa  
Öffnet weit die Thür; vor Staunen  
Stehen alle schweigend da.

Welch ein Glänzen, Welch ein Leuchten!  
Welch ein prächt'ger Tannenbaum!  
Traun, für all' die schönen Gaben  
fehlt's im Zimmer fast an Raum.  
„Hier mein Kleidchen!“ ruft Johanna;  
„Seht, o seht doch, welche Pracht!“  
„Hier mein Büchlein!“ ruft Franziska,  
„Ach, wer hätte das gedacht!“

„Hier mein Pferdchen, hier mein Säbel!“  
Ruft klein Adolf; „kommt geschwind!“ —  
„Aber, Lenchen,“ fragt der Vater,  
„Wo ist denn dein Wickelkind?  
Solch eins, wie du dir's erbeten,  
Das, wenn man's ein wenig preßt,  
Mit den großen Augen zwinkert  
Und ein Quietsen hören läßt.“

Schau doch nach! Wo mag es liegen?  
Ei, da schreit's! Wo mag es sein?“ —  
„Hier, Papa, hier liegt's im Sofa;  
Ach, es ist — ein Brüderlein!  
Ach, es ist ein lebend Christkind,  
Nicht von Holz und Wachs gemacht,  
Nein, ein Wickelkind, lebendig,  
Das da schläft und weint und lacht!

O, wie reizend, o, wie niedlich!  
Welch ein Engelsangesicht!  
Freut mit mir euch, Adolf, Hannchen!  
Doch, ich seh' die Mutter nicht —  
Wird noch schlafen in der Kammer;  
Kommt, damit sie schnell erfährt,  
Daß der Gaben allerschönste  
Ward vom Christkind mir beschert!“ —

~~~~~

Hoher Weg.

Wo der Nordsee fluten brausen an der Jade grünem Strande,
Wo sich träge Robben sonnen auf dem grauen Meeressande,
Hat in längstverrauschten Jahren groß und reich ein Dorf gelegen,
Dessen hohe Prachtpaläste stolz dem Wanderer sahn entgegen.

„Hoher Weg“ *) hat es geheißten, und die Herren dieser Länder
Waren reich an Gold und Silber, trugen köstliche Gewänder;
Ihre Pflüge waren golden, Kupfern waren ihre Siele,
Doch sie selber waren gottlos und ergeben sünd'gem Spiele.

In Jehovahs Tempel ritten sie hinein auf stolzen Rossen,
Trieben mit den frommen Reden ihres Pfarrers rohe Pössen.
Darum hat auch Gott im Zorne über sie verhängt die Strafen,
Die in alten Zeiten Sodoms und Gomorras Kinder trafen.

Einen Boten sandten einstens diese Herrn vom Hohen Wege
Zu dem Pfarrer, ihm zu melden, daß ein Weib im Sterben läge,
Eilends mög' er zu ihr kommen, ihr das Sakrament zu geben,
Daß sie, aller Schuld entladen, eingeh' in das ew'ge Leben.

Und der Pfarrer eilt zur Kranken; doch was sieht er mit Erschrecken?
Auf dem Lager statt des Weibes liegt ein Eber im Verrecken. —
Und die Junker, ihn umringend, heben an ein wüßtes Lachen:
„Knecht des Höchsten, biete Labung doch dem Sterbenden und
Schwachen!“ —

Heilig zürnend ruft der Pfarrer: „Wehe, weh, ruchlos Verbrechen!
Die Entweihung alles Heil'gen wird der Zorn des Himmels rächen!
Weh euch, dreimal weh euch allen! Gottes Arm wird euch zerschmettern!“
Ruft's und flieht und schaut nicht rückwärts; denn schon grollt's von
fernen Wettern.

Kaum entrinnt er dem Verderben. Meereswogen, wütendwilde,
Brausen schäumend in die Lande, in die blühenden Gefilde,
Mit sich wälzend alles Leben, alles Land zum Meeresgrunde;
Dort ist alles nun begraben, tönt die Sag' aus Volk's Munde.

*) Eine Sandbank an der oldenburgischen Küste.



Wo einst Fluren üppig blühten, schäumen jetzt die salz'gen Wogen,
Schiffe segeln über Feldern, so die Pflugschar einst durchzogen,
Wo einst glatte Rinder grasten, liegen Robben nun im Sande,
Nichts als dürre Dünen blieben von dem fetten, schönen Lande.

Unten auf dem Meeresboden steht noch schimmernd die Kapelle,
Voll von köstlichen Geräten, die bewacht des Meeres Welle;
Und der Wanderer, der am Strande lauscht in stiller Abendstunde,
Hört oft dumpfes Glockenläuten aus des Meeres tiefem Grunde.

Der Moorkolk.

Sahst du den Kolk, den schwarzen, bei Oldenburg im Moor?*)
Von düstern Sagen flüstern und rauschen Riet und Rohr. —

Einst stand an dieser Stelle ein stolzes Bauernhaus;
Es ist hinabgesunken ins Moor, mit Mann und Maus.

Ein Bauer hauste drinnen von rohem, hartem Sinn,
Dem Trunk und Spiele frönend und schnödem Geldgewinn.

Sein Drohen und sein Fluchen erscholl bei Nacht und Tag;
Dem müden Wanderer hetzte er seine Rüden nach.

Den Vater und die Mutter stieß er von sich hinaus;
Sie wohnten fern im Moore, von Schollen war ihr Haus.

Einst trieb die alte Mutter zu ihm die bitt're Not,
Sie bat ihn unter Thränen nur um ein Stückchen Brot:

„Der Himmel wird dir geben gewiß den schönsten Lohn;
Ich bin ja deine Mutter, und du bist doch mein Sohn!“ —

Allein der Unmensch jagte sie fort in Nacht und Graus,
Da rief, zur Schwelle flüchtend, die alte Mutter aus:

„Der Zorn des Himmels treffe dich und dein Ingesind';
Denn wer verstoßt die Mutter, ist ein verfluchtes Kind!“ —

*) Beim Dorfe Moorhausen an der sog. hölzernen Straße befindet sich der Moorkolk, „Eilers Brake“ genannt, mit einer schwimmenden Insel drin.

Jäh öffnet sich mit Donnern ein tiefer Spalt im Moor;
Der Boden wankt, und Quellen sprüh'n aus dem Riß empor.

Und schwarze Wasser wogen aus bodenlosem Schlund
Und schlagen wild zusammen: so geht das Haus zu Grund.

Man schaut vom hohen Deiche den Kolk, so nächtlich still;
Es ist, als ob kein Vogel am Ufer singen will.

Nur Salamander huschen und Ottern durch das Rohr;
Von Zeit zu Zeit nur klatscht es und gurgelt's dumpf empor.

Seltzam! Ein kleines Eiland von Röhrriht mitten drin,
Es ist ein Spiel der Winde, sie treiben's her und hin.

„Das ist das Dach des Hauses; die Sonne soll nicht schau'n,
Was in der schwarzen Tiefe verhüllen Nacht und Grau'n.“

Das Oldenburger Wunderhorn.

Abgeirrt von seinem Trosse
In des Weidwerks heller Freude,
Ritt auf seinem stolzen Rosse
Einst Graf Otto durch die Heide.
Hoch am Himmel steht die Sonne,
Ringsum brütet dumpfe Schwüle,
In dem Sande rinnt kein Bronnen,
Der den heißen Durst ihm fühle.

Durch der Ofenberge Dünen,
Die bedeckt mit Moos und Tannen,
Geht der Ritt; an schlaffem Zügel
Schleicht des Grafen Rosß von dannen,
Und er seufzt: „In diesen Bergen
Hausen Gnomen, Gold zu graben;
Käm' doch einer von den Zwergen,
Mich mit Traubengold zu laben!“ —

Plötzlich steht in weißem Kleide,
Wie des Hügels Schoß entstiegen,
Eine Jungfrau ihm zur Seite,
Schlank von Wuchs und schön von Zügen.



Und ein Horn *) von rotem Golde,
Wunderbar verziert mit Bildern,
Beut die Bergfee ihm, die holde,
Seinen heißen Durst zu mildern:

„Schmucker Jäger, wollt Ihr trinken,
Trinken aus dem Lebensborne? —
Gute Geister drinnen winken,
Schlüpf aus meinem Wunderhorne!“ —
Und sie reicht das Horn nach oben,
Und sie lispelt mit Erglühn:
„Trinkt und fühlt Euch neu erhoben!
Euer Haus und Volk wird blühn!“

Doch der Graf möcht' sie umstricken,
faßt sie um das schlanke Mieder,
Während von des Rosses Rücken
Rinnt der Tranke zur Erde nieder.
„Daß ich deine Liebe kröne,
Reite mit nach meinem Schlosse,
Weiße Jungfrau, zaubrisch schöne,
Schwing dich auf zu meinem Rosse!“ —

Aber, seinem Arm entwunden,
Lächelnd und mit spött'schem Flüstern
Spricht sie: „Bin Euch, Herr, verbunden,
Doch nach Eurer Hand nicht lüstern.
Wollet mir nur wiedergeben
Jenes Horn, das wunderbare,
Das mir teuer wie mein Leben;
Euer Herz ist leichte Ware.“ —

„Hohe Jungfrau, wunderholde,
Dieses Horn mußt du mir schenken,
Und so oft ich trink' vom Golde,
Will ich liebend dein gedenken.“ —

*) Nach der dänischen Besitznehmung Oldenburgs (1667) kam das sog. „Wunderhorn“ in die Kopenhagener Kunstammer. Ein Abbild befindet sich im Oldenburger Museum. Es ist ein Werk mittelalterlicher Goldschmiedekunst.

„Weh Euch! Schaut, des Rosses Haare
Sind versengt! So soll vergiften
Euer Herz der Trank, der klare,
Zwist im eignen Haus Euch stiften!

Nimmer Balsam aus den Reben
Schlürfet für des Herzens Wunden;
Lieb' ist Gift, im Tod nur Leben!“ —
Wie sie kam, war sie verschwunden. —

„Ho, halloh! ins Jagdgetümmel,
Daß ich Ruhe mir erreitel
Herz, du gleichst gejagtem Wilde,
Bist des Todes sich're Beute!“ —

Wie im Sturm fliegt er von himmen,
Zeigt das Horn dem Jägertrosse,
Kommt, als golden schon die Zinnen,
Heim zu seiner Väter Schlosse.
Und so oft er fürder wieder
Trinkt aus jenem Wunderhorne,
Taucht ihr Bild drin auf und nieder,
Wird es ihm zum Sehnsuchtsborne.

Und die Arme nach dem Schatten
Streckt er aus in leere Räume,
Bis erlösend mit Ermatten
Ihn umfängt das Reich der Träume.
Nimmer für des Herzens Wunden
Trank er Balsam aus den Reben,
Erst im Tod' hat er gefunden
Ew'ge Lieb' und ew'ges Leben. —

Die Disbecker Braut.

Bei Disbeck auf der Heide *)
Ragt Stein an Stein empor;
Es weht ein leises Klagen
Nachts über Heid' und Moor.

Mit fröhlichem Gefolge
Zog einst im Brautgeschmeid
Ein blühend Heideröslein
Nach Disbeck durch die Heid'.

*) Andere Balladen, welche oldenb. Sagenstoffe zum Gegenstande haben, befinden sich im „Album Oldenb. Dichter.“ —

Der Jugendlieb' entsagen
Soll sie auf immerdar;
Der Vater will's! — Ein andrer
führt sie zum Traualtar.

Die Heide stand in Blüte,
Der Himmel war so blau!
Die Sonnenstrahlen blitzten
Im frischen Morgentau.

Wie hell im Turm zu Visbeck
Die Hochzeitsglocken gehn!
Doch ach, im Aug' des Mädleins
Die hellen Thränen stehn.

„Soll dem verhaßten Manne
Ich Lieb' und Leben weih'n,
O Himmel, so verwandle
Mich lieber hier in Stein!“

Da steht mit dem Gefolge
In Stein sie festgebannt;
Das Blut gerinnt im Herzen,
Starr werden Fuß und Hand.

Die Kränze und die Bänder,
Der grüne Myrtenzweig,
Sie wurden graue Flechten
Und Moose, braun und weich.

Jahrhunderte vergingen,
Doch ewig tönt das Lied,
Die Mär von treuer Liebe,
Die feststeht wie Granit.

R a d b o d.

Der große Kaiser der Franken, Carolus Magnus genannt,
Mit eisernen Tritten schreitet er über Volk und Land;
Und was ihm widersteht, das tritt er in den Staub,
Zu seinen Füßen sinken die Völker wie welkes Laub.

Die Sachsen nur und Friesen, die wilde Heidenschar,
Mit Wittekind und Radbod, sie trogen ihm immerdar;
Sie wollen nicht dienstbar werden, nicht huldigen seiner Macht,
So lange Wodans Donner noch durch den Himmel fracht.

Die Glaubensboten haben sie höhrend umgebracht
Und haben den Weltenheiland am Kreuzifix verlacht.
Darob ergrimmt der Kaiser und stampfet auf die Erd':
„Wohlauf, anstatt des Kreuzes bring' ich das eiserne Schwert!“

Von seinen Tritten rollen die Felsen in das Thal,
Und mit der Wucht des Schwertes zerhaut er sie zumal. ¹⁾
Wie Roland mit dem Schwerte gehau'n ein Felsenthor, ²⁾
So durch die Weserpforte ³⁾ bricht Kaiser Karl hervor.

Mit seinen Rittern und Recken fällt er ins Sachsenland,
Wirft in die Eichenwälder des Krieges blutigen Brand.
Er mähet alles nieder, was sich nicht beugt sofort,
Und wie der Donner rollet des zürnenden Kaisers Wort.

In großen Scharen treibt er die Heiden in den Strom,
Er stürzt die Irmensäule, ⁴⁾ er baut manch stolzen Dom.
Auch Wittekind, der Starke, und Radbod, rauh und wild,
Sie beugen sich unter des Kaisers gewaltig eh'rnen Schild.

„Du hast gestürzt die Asen, ⁵⁾ den Donner still gemacht,
Wer kann noch widerstehen, o Kaiser, deiner Macht!
Nun du gestürzt den Wodan, ging unter uns're Welt;
Wohlan, so laß uns taufen, wir räumen dir das Feld!“

Dem Kaiser sinkt zu Füßen die Streitagt, scharf und schwer;
Die Führer ziehn zur Taufe zusamt dem ganzen Heer.
Als nun hinab ins Wasser der Herzog Radbod steigt,
Als bald der Priester einer sich zu ihm nieder neigt.

Er spricht: „Wärst du geblieben ein Heide bis ans End',
So hätte dich vom Teufel erlöst kein Sakrament.“
Verwundert hebt das Antlitz Radbod und fragt geschwind:
„So sage mir, o Priester, wo meine Väter sind?“

Wo blieben all' die Helden, so fielen in dem Streit,
Die tapfern, stolzen Ahnen, so starben ungeweiht?“ —
„Die,“ spricht der gläub'ge Priester, „verdarben insgesamt,
Die siehst du nimmer wieder, weil ewig sie verdammt!“ —

„So geht mit eurem Himmel!“ erwidert zornentbrannt
Der Friesenfürst und steigt ans Ufer unverwandt;
„Bei Mönchen nur und Nonnen, bei Heil'gen ohne Zahl
Ins Himmelreich zu kommen, das wäre Höllenqual.“

1) Der Sage nach soll Karl d. Gr. die Hünensteine gespalten haben;
z. B. den Karlstein. 2) Die Rolandspforte bei Barèges. 3) Die Porta
Westphalica. 4) Auf dem Gressberge a. d. Diemel. 5) Asen = Götter.

Bei meinen tapfern Ahnen, sonst nirgend, will ich sein!
Sei's Hölle oder Himmel, sei's Wonne oder Pein!" —
Und von dem Boden hebt er die Streitart alsobald,
Und langsam, trotzigschweigend verschwindet er im Wald.

~~~~~

### Der König am Meer.

„O großer König!" sprach das Hofgeschmeiß,  
„Die ganze Welt gehorcht auf dein Geheiß." —

„Tragt meinen Thron," sprach er, „zum Meere hin,  
folgt mir und seht, ob ich allmächtig bin!" —

Und als er saß auf hohem Thron am Meer,  
Da kam die Flut und brauste wild daher.

Die Wogen rollen schäumend an den Strand,  
Da hebt der König seine rechte Hand.

Gebietend spricht er zu den Meereswellen:  
„Bis hieher und nicht weiter sollt ihr schwellen!" —

Doch laut und lauter brüllt der Wogen Mut,  
Und hoch und höher schwillt die wilde Flut.

Und wenn am Felsen sich die Woge bricht,  
So spritzt der Schaum dem König ins Gesicht.

Die Großen stehn erwartungsvoll und stumm,  
Da wendet sich der König lächelnd um:

„Wo ist der Sterbliche, der sprechen kann:  
Bis hieher und nicht weiter, Ocean!

Ihr Könige, geschmeichelt und belogen,  
O kommt und schaut des Oceanes Wogen!

Wo bleibt ihr da mit eurem stolzen Mut?  
So kommt und geht auch der Geschichte Flut!" —

~~~~~

Das gerettete Marienbild.

Ein edler Ritter lag im Sterben. Seine Augen,
Die schon der Tod mit dunklem Schleier leis'
Umflort, schau'n ahnungsvoll zu einem Bilde,
Das seines Zimmers Wände schmückt, empor:
Von Meisterhand ist's ein Marienbild.
Unmögliches, im Bilde wird es Wahrheit:
Der Jungfrau Reinheit und der Mutter Glück. —
Mit sel'gem Lächeln schaut sie auf den Knaben,
Und um sie her fließt sanfter Glorienschein.

Versunken in Betrachtung liegt der Ritter;
Da tritt herein, den er zu sich entboten,
Der Schloßkaplan, und neigt sich über ihn.
Mit leiser Stimme spricht zu ihm der Ritter:
„Es hat mich, frommer Mann, nach Euch verlangt,
Mir das Geheimnis eures Christenglaubens,
Bevor ich sterbe, noch zu offenbaren.
Zwar bin auf meinen Wunsch vor wenig Stunden
Zum Christen ich geweiht, doch weiß ich nichts
Von eurem Glauben, als was mich die Kunst
Gelehrt mit ihrem vielberedten Schweigen.
Allein was aus den Bildern zu mir sprach,
Es schien so schön, so hoherhaben mir,
Daß ich, der Heide, mich in Demut beugte.“ —

„Nicht auß're Formen,“ spricht der Priester drauf,
„Der Geist allein, der aus den Formen spricht,
Und frommer Jesusinn Weih'n dich zum Christen.
Du magst getrost von dieser Erde scheiden,
Weil deine Seele, ob sie gleich nur ahnt,
Das Höchste gläubig aufgenommen hat.“

„Ach, würd'ger Mann,“ entgegnet ihm der Ritter,
„Ihr wißt nicht, was für grauenvolle Thaten
Ich einst vollführt, als ich noch Heide war.
Wie manchen Christen hat mein Schwert zerschmettert
Im Kampfe mit dem deutschen Ritterorden,

Dem ich als Glied nun selber angehöre!
Nur eine gute That hab' ich vollbracht." —

„Oft wird durch eine einz'ge gute That
Die Schuld des ganzen Lebens abgebüßt.
Doch wie begab es sich? Erzähl', mein Sohn!“

„Vernehmt es denn: Als einst in blindem Grimme
Mein Stamm in eine eurer Kirchen brach,
Das Heiligtum entweihend, roh und wild,
Erblickte der Genossen einen ich,
Der auf ein Muttergottesbild, das er
Geraubt, aus Spott und Hohn mit Pfeilen schoß.
Mir war's, als schaue rettungslehend mich
Der heil'gen Jungfrau holdes Antlitz an.
Entrüstet in der tiefsten Seele ob
Der unerhörten Frevelthat am Schönen,
Entriß ich ihm das Bild und trug es heim
In meine Kammer, um mit stiller Andacht
Mich oft in seinen Anblick zu versenken.
Seht, jenes Bild, es ist's, das ich gerettet.
Noch jetzt, im Sterben, giebt mir's Trost und Frieden.
Und wenn ihr meinen Leichnam bald versenkt
In eure Kirchengruft, so nehmt dies Bild
Und hängt es über meinen Sarkophag,
Daß man gebührend es in Ehren halte.
Hört weiter, was geschah! In nächster Nacht
Erschien die heil'ge Jungfrau selber mir
In herrlicher Gestalt, im Sternenkleide.
Der Himmel öffnete sich über ihr;
Ich schaute in ein Meer von Licht und Schönheit,
Doch schöner als der Himmel war Maria.
Ich hörte wundersame Harmonieen
Und sank anbetend nieder auf die Erde.
Da neigte sich zu mir herab die Hohe
Und sprach: ‚Die Ehrerbietung, die du mir
Am heut'gen Tag in meinem Bild erwiesen,
Soll dir im Himmel einst vergolten werden. —
Ehrwürd'ger Vater, seht, dort naht sie wieder!
Sie winkt mir mit der Hand. — Ich folge dir!“ —

„Ich folge dir!“ — das war sein letztes Wort;
Die Hülle sinkt, die Seele schwebt empor. —
Der Priester faltet betend seine Hände,
Und nach dem Bilde schauend spricht er leise:
„Ein Menschenherz, das Schönes liebt und ehrt,
Und schüßig's im Heiden, ist des Himmels wert.“ —

J a k o b.

Ich zog hinweg aus meinem Vaterland,
Nur diesen Stab hielt ich in meiner Hand;
Von meiner Freundschaft, meinem Vaterhaus
Trieb mich des Bruders wilder Zorn hinaus.

Doch du, o Gott, zogst mit mir immerdar,
Du warst mein Stab in Not und in Gefahr,
Dein treues Auge hat mich stets bewacht
In öder Einsamkeit, in finst'rer Nacht.

Ich überschritt den Jordan arm und bloß,
Du aber hast mich reich gemacht und groß,
Du liehest deinen Segen auf mir ruhn:
Ich bin geworden zu zwei Heeren nun.

O Herr, viel zu gering bin ich der Treu',
Der Lieb' und Gnade, die da täglich neu;
In Demut beug' ich mich, ein schwaches Rohr,
Erhöre mich, Herr, richte mich empor!

Der Zorn des Bruders ist aufs neu' erwacht,
Er zieht heran mit großer Heeresmacht,
Die Furcht vor ihm hat meinen Mut gebannt,
Errette du mich von des Rauhen Hand.

Beschütze mich vor seiner wilden Wut,
Die Mütter, samt den Kindern nimm in Hut;
O du, der in der Nacht einst bei mir war,
Komm wieder jetzt mit deiner Engelschar!

Iphigenie.

I. Iphigenie auf Aulis.

Zürn', o Mutter, nicht dem Gatten,
Zeus, nicht er, hat es verhängt,
Daß die finst're Nacht der Schatten
Bald auf ewig mich umfängt.

Ehern ist des Gottes Wille,
Unabwendbar sein Gebot,
Ihm gehorchend, geh ich stille
In den blut'gen Opfertod.

Wenn die Göttin ihr versöhnet,
Wenn ihr mich zum Opfer weiht,
Dann nur wird mit Sieg gekrönt
Der Hellenen Volk im Streit.

Wehe! Troja wird zerfallen,
Rache heischt der freche Raub!
Seine Tempel, seine Hallen
Sinken hin in Schutt und Staub.

Triumphierend ziehn die Helden
Dann zum heimischen Gestad,
Und noch späte Enkel melden
Rühmend einst der Väter That.

Wenn dann Tempel festlich glänzen,
Aller Herzen hochbeglückt,
O, dann wird mit Siegeskränzen
Meine Urne auch geschmückt!

Bringet mir auf feinen Wegen
Schönern Lohn das Leben dar? —
O, so weint nicht, laßt mich's legen
Auf des Vaterlands Altar!

Nehmt mich hin zum Opferlamme!
Führt mich in das Heiligtum!
Auf, und schürt die heil'ge Flamme!
Opfert mich! — das ist mein Ruhm.

Füllt die Hallen nicht mit Trauern!
Laßt, o laßt das Klagen sein!
Auf! und stürzet Trojas Mauern,
Mir zum ew'gen Leichenstein!

Kehrt ihr einst zur Heimat wieder,
Dann vergesset mein nicht ganz,
Singet frohe Siegeslieder,
Bringt auch mir den Lorbeerfranz!

Zürn', o Mutter, nicht dem Gatten,
Leg' nicht Trauerkleider an! —
Lebet wohl! zum Reich der Schatten,
Abwärts führt die dunkle Bahn.

Ach, des Frühlings Licht und Wonne
Dringt nicht in das finst're Thal!
Sei begrüßt mir, holde Sonne,
Goldnes Licht, zum letztenmal!

II. Das Opfer.

Ringsum herrschet Totenstille
In des Tempels heil'gem Grau'n,
Und bewundernd aller Augen
Auf die hehre Jungfrau schau'n,
Und die Herzen hört man pochen,
Knistern schon des Feuers Glut,
Und schon zischt es in dem Holze,
Drauf die Heldenjungfrau ruht.

Und der glaubenswüt'ge Priester
Hat das Messer schon gezückt,
Als urplötzlich seinen Händen
Sie gen Himmel wird entrückt.
Nieder aus den Wolken tönet
Eine Stimme wunderbar:
„Nicht bedarf es mehr des Opfers,
Wo das Herz so willig war!“

Das Gesetz ward nur gegeben
für den starren, stolzen Sinn,
Über vor der stillen Demut
Schwindet es in nichts dahin.
Der hat selbst der ew'gen Götter
Unumstößliches Gebot
Überwunden, wer gehorchend
Nicht erzittert vor dem Tod.

Denn die ew'gen Götter teilen
Auch der Menschen Glück und Schmerz,
Ihrer Seligkeiten größte
Ist ein reines Menschenherz,
Ist ein Herz, das gläubig ringend
Selber sich bezwungen hat;
Solch ein Opfer überstrahlet
Selbst die kühnste Heldenthät.

Und ein Herz, das sich den Göttern
Selbst zum Opfer dargebracht,
Soll unsterblich überm Staube
Glänzen in der Sterne Pracht,
Daß vor seinem Lichte schwindet,
Ausgetilget und gerächt,
Was im Wahn ein Volk gesündigt,
Was gefrevelt ein Geschlecht." —

III. Iphigenie auf Tauris.

Artemis, die gute Göttin,
Sie, der Jugend Schutz und Hort,
führt in einer dichten Wolke
Rasch die hehre Jungfrau fort.
fern nach Tauris' Küste trägt sie
Ihren holden Schützling hin,
Und ihr dient die reine Jungfrau
Dort als keusche Priesterin.

Doch, ob sie die Opferflamme
Nährt mit jungfräulicher Hand,
Schweift voll Sehnsucht ihre Seele
Oft zum teu'ren Heimatland.
Denn das Herz der Jungfrau schandert
Vor dem unheimlichen Ort,
Wo ein alter Brauch den Fremdling
Überfällt mit blut'gem Mord.

Kaum des Meeres Wut entronnen
Und des Schiffbruchs grauser Not,
Findet er, statt in den Wogen,
In den Flammen dort den Tod.
Immer wieder neue Opfer
Schleift man zu der Priesterin,
Und sie führt mit Widerstreben
Zum Altar die Armen hin.

Einst zum unwirtlichen Strande
Kommt ein edles Freundespaar,
Und schon will sie beide opfern,
Denn so fordert's der Barbar.
Aber noch zur rechten Stunde
Hat den Bruder sie erkannt,
Den ein Götterspruch getrieben
Her zu diesem Unglücksstrand.

Schwer hing über seinem Haupte
Der Erinnen grauser Fluch,
Weil die treuvergeß'ne Mutter
Er in edlem Grimm erschlug.
Vaterhaus und Heimat liegen
Vor ihm wie ein ödes Grab,
Und der Rache Geister zischen
Überall auf ihn herab.

Ohne Ruhe, wahnnumnachtet,
Flieht er vor der finstern Schar;
In Apollos heil'gem Tempel
Stürzt er nieder am Altar.

Und es neiget seinem Flehen
Sich der Hohe sanft und mild:
Eile! spricht er, fern von Tauris
Hole mir der Schwester Bild.

Bring' es heim zum Griechenlande,
Dann entflieht der Rache Graus,
Und sie selber wird dich krönen
Im entsühnten Vaterhaus. —
Eilend zog er nun von dannen,
Hin gen Tauris, übers Meer,
Mit ihm ziehet der Genossen
Kleines, aber Kühnes Heer.

Und sie landen, froh und sicher,
Hinter hoher Felsenwand,
Und die beiden Freunde treten
Mutig auf den Unglücksstrand.
Aber ach, des Königs Häscher
Fesselten das Heldenpaar,
Schleiften beide, finster drohend,
Hin zum blutigen Altar.

Und schon zuckt der Jungfrau Rechte,
Die den Stahl zum Stoß erhebt,
Als, vom Bruderaug' getroffen,
Ihre Seele froh erbebt.
„Du, Orest? — Mein teurer Bruder!
Kommt, zur Heimat laßt uns fliehn,
Ehe sich des Unglücks Wolken
Über uns zusammenziehn!

Schleunig rüstet euer Fahrzeug
In geheimer Felsenbucht!
Artemis, die holde Göttin,
Wird uns schirmen auf der Flucht.
Mir im Herzen auferstanden
Ist der Heimat süßes Bild,
Und im Geiste schau' ich selig
Hellas' sonniges Gefild!“ —

Und bevor den Sonnenwagen
Helios noch führt herauf,
Schwebt ihr Schiff schon auf dem Meere,
Und zur Heimat geht sein Lauf.
Blau und golden ruht der Himmel
Auf des Meeres fernstem Rand,
Munter hüpfend trägt das Fahrzeug
Sie zum heimatischen Strand.

Drückt auch schwer des Fluches Wolke
Das Geschlecht des Tantalus,
Fröhlich zu der Väter Hallen
Tritt herein der Jungfrau Fuß.
Und mit ihrer reinen Seele
Wendet sie den finstern Graus,
Und entsühnt vom Fluche blühet
Neu empor das Vaterhaus. —

Coriolan.

Nächtens zieht aus Romas Mauern,
Groll im Herzen, ohne Trauern,
Heimlich fort Coriolan.
Er, der tapferste der Krieger,
Im Triumph zog er als Sieger
Jüngst noch seinem Heer voran.
Einsam zieht er jetzt von hinnen,
Aus der Vaterstadt verbannt,
Und verstoßen und verkannt —
Will er nur auf Rache sinnen.

„Weh dir, Rom! Von dir verlassen,
Schwör' ich, ewig dich zu hassen,
Bis dein Bau in Trümmer fällt!“ —
freudig wird er aufgenommen
Von den Volkern: „Sei willkommen!
Auf, und führe uns ins Feld!“ —



Und der Feinde rohe Horden
Brausen wie ein wilder Strom
Unaufhaltsam gegen Rom,
Unter Sengen, Rauben, Morden. —

Vor des Feindes Nähe zittert
Rom, durch innern Zwist zersplittert,
Und Verzweiflung lähmt die Kraft.
Weh dir, Rom! Vor deinen Thoren
Steht der Feind; du bist verloren,
Wenn kein Gott dir Hülfe schafft!
Deine Höhe lockt die Blitze,
Und in Trümmer sinkt dein Thron;
Denn es steht dein eigener Sohn
Wütend an der Feinde Spitze.

Um den Stolzen zu bewegen,
Kommt man flehend ihm entgegen,
Widerrufen wird der Bann;
Doch es weist ihre Bitte:
„Kehr' zurück in uns're Mitte!“
Höhnend ab Coriolan.
„Geht!“ ruft er den Senatoren
Und den Priestern im Ornat,
„Gaben Weiber euch den Rat? —
Romas Fall hab' ich geschworen!“ —

Hoch die Opferflammen wallen,
Himmelan Gebete schallen;
Morgen droht der Untergang. —
Da, im frühesten Morgenrauen,
Ziehn Matronen, Kinder, Frauen
Still den heil'gen Strom entlang.
Und zum Feindeslager wallen
Sie hinab, ins off'ne Feld,
Bis sie vor des Feldherrn Zelt
Bebend auf die Kniee fallen.

Und geharnischt wie zum Streite,
Mit dem Schwert an seiner Seite,
Tritt hervor Coriolan. —
Welch ein Anblick! — Vor ihm stehen

Weib und Mutter, und mit Flehen
Schaun'n ihn die Geliebten an.
Und zu seinen Füßen liegen
Seine Kinder, lieb und gut,
Die — im Aug' der Thränen Flut —
Zitternd um sein Knie sich schmiegen.

Er vernimmt der Mutter Flehen:
„Wehe mir! was muß ich sehen!
Du der Führer dieser Schar?
Du des Vaterlands Verräter
Und die Schande unsrer Väter,
Du, den ich zur Welt gebar?!
Wird sich nie dein Herz erweichen,
Übereist vom falschen Wahn?
Ziehe hin! — doch deine Bahn
Geht nur über uns're Leichen!“ —

Plötzlich ist sein Groll gebrochen;
Was das Mutterherz gesprochen,
Drang selbst durch das harte Erz;
Was den Männern nicht gelungen,
Frauen haben es bezwungen,
Dieses stolze Römerherz.
Und er fühlt ein heißes Sehnen,
Zieht die Gattin an die Brust
Und sein Kind mit Vaterlust,
Und sein Grimm zerfließt in Thränen.

„Mögst du dich im Ruhme sonnen,
Mutter, Rom hast du gewonnen,
Aber mich, vom Tiberstrom
Treibst du fort. Leb' wohl für immer!
All' mein Ruhm wird eitler Schimmer,
Aber ewig lebe Rom!“ —
Und vom heimatlichen Strande
Zog er fort mit seinem Heer;
In der Fremde, kalt und leer,
Starb er, fern dem Vaterlande. —

Fulton und Napoleon I.

I.

„Auf dem Lande, großer Kaiser,
Herrschest du mit deinen Heeren,
Aber Englands stolze Flotte
Spottet dein auf allen Meeren.

Wenn du meinem Worte glaubest,
Wirst auch England du besiegen;
Ich will Schiffe dir erbauen,
Die mit Kraft des Dampfes fliegen!“

Fulton sprach's zum mächt'gen Korsen,
Doch der stolze Kaiser lachte:
„Höre, wie man mir noch gestern
Einen gleichen Vorschlag machte!

Laß, so sprach man, die Delphine
für die Reiterei uns zähmen;
Schwimmend wird auf ihrem Rücken
Sie die Küste Englands nehmen. —

Jeder Tag zeugt größern Unsinn;
Geh, du bist ein Narr wie alle!“ —
Stumm verneigt sich der Erfinder
Und verläßt die stolze Halle.



II.

Der Schlachten letzte war geschlagen,
Napoleons Scepter lag im Staub,
Sein Nar, gestürzt vom Sonnenwagen,
Den Geiern fällt er nun zum Raub.

Nach Helenas basaltneem Throne
Zieht langsam der „Northumberland;“
Ernst lehnt am Mast, beraubt der Krone,
Napoleon, verfehmt, verbannt.

Er schaut hinaus in weite Ferne,
Starrt in des Meeres grauen Schlund;
Er träumt von seinem falschen Sterne,
Der nun versinkt im Meeresgrund.

Einft stand er hoch am Himmelsbogen,
Zog ihm voran von Schlacht zu Schlacht;
Nun sinkt er in die dunk'len Wogen:
So schwindet alle Erdenmacht. —

Die Winde sind dem Schiff zuwider,
Und langsam fährt es wie zu Grab;
Der Segel eingereißt Gefieder
Hängt von den Rahen schwer herab.

Da plötzlich sieht er sich erheben
Am Horizonte schwarzen Rauch,
Sieht näher stets und näher schweben
Des ersten Dampfers schlanken Bauch.

Des Windes spottend und der Welle
Tanzt er daher, ein mutig Roß,
Bis schnaubend er, mit Windesschnelle,
Am trägen Schiff vorüberschoß.

Der Kaiser steht am Schiffe prangen
Den Namen „Fulton,“ den es trägt;
Da ist er stumm hinabgegangen
In die Kajüte, tiefbewegt. —

Ihn übermannt ein dunkles Ahnen
Vom Anbruch einer neuen Welt,
Wo unter hehre Geistesfahnen
Die Menschheit sich vereinigt stellt.

Dies Banner wird die Welt bestegen!
Die Völker reichen sich die Hand;
Der Har der Schlachten muß erliegen,
Weil er sein eignes Heil verkannt.

„Bertrand,“ spricht er, „ich sank vom Throne,
Weil ich die Wissenschaft verstieß;
Verschenkt hab' ich die Kaiserkrone,
Als ich den Fulton von mir wies.“ —

Heimkehr der Krieger.

Auf Rußlands Eisgefilden liegt
Napoleons Heer erschlagen,
Im Schlitten, einsam und besiegt,
Muß er nach Frankreich jagen.
Da weinte manche Mutter laut,
Da klagte manche deutsche Braut:
„Mein Liebster ist verloren,
In Schnee und Eis erfroren!“

Wie hebt da manches Mutterherz
Wohl zwischen Furcht und Hoffen!
Wie wird von jähem Todeschmerz
Da manche Braut getroffen,
Wenn in der Schar, die das Geschick
Aus Rußland heimführt, ach, ihr Blick,
Ob suchend er erblindet,
Den Liebsten nimmer findet!

Sieh da! ein altes Mütterlein,
Nur wenig Schritt vom Grabe,
Geht forschend auf und ab die Reih'n,
Gestützt von ihrem Stabe.
Seit Jahren ist sie Witwe schon,
Da nahm man ihr den einz'gen Sohn,
Den Trost in alten Tagen,
Für Frankreich sich zu schlagen.

Und wie die Mutter forschet und fragt,
Ist keiner doch von allen,
Der ihrem Schmerz zum Troste sagt:
Dein Sohn ist nicht gefallen. —

„Viel besser ist's, erschlagen sein,
Als so wie wir, an Arm und Bein
Zerschossen und zerhauen,
Die Heimat wieder schauen!“ —

So klagten sie; es brennt der Schmerz
In Hirn und Eingeweide. —
„Sei still, sei still, o Mutterherz,
Gott tröste dich im Leide!
Dein einz'ger Sohn, auch er ist tot,
Sein Herzblut färbt das Schneefeld rot,
Weit klappt im Haupt die Wunde!“ —
So tönt die Trauerkunde.

Allein die alte Mutter spricht,
Ob auch von Schmerz getroffen:
„Ach nein, ach nein, ich glaub' es nicht;
Ich will und muß noch hoffen,
Will harren bis zum Abendrot;
Mein Sohn, mein einz'ger, ist nicht tot,
Bald schließ' ich, frei von Harme,
Ihn lebend in die Arme!“

Ob auch die Menge sich verliert,
Sie kann nicht heimwärts gehen;
So oft ein Heerhauf' einmarschirt,
Glaubt sie den Sohn zu sehen.
Ach, bitt're Täuschung, kurzes Glück,
Noch immer kehrt er nicht zurück! —
So schleichen hin die Stunden,
Sie hat ihn nicht gefunden.

Schon färbt der Sonne letzte Glut
Die Berg' und Meereswogen,
Da kommt, bedeckt mit Staub und Blut,
Ein Heereshauf' gezogen.
Stumm ziehn sie ihres Wegs daher,
Der Fuß so wund, das Herz so schwer,
Haupt, Arm und Bein verbunden,
Wie brennen heiß die Wunden!

„Jetzt oder nimmer kehrt er heim!
Mein Herz wird ihn erkennen!
Wie will ich pflegen, warten sein,
Wenn heiß die Wunden brennen!
Schon sind sie nah'! Ich seh' ihn schon!
Er ist's, er ist's, mein lieber Sohn!
Dank, Himmel, für sein Leben!“ —
Sie ruft's mit freud'gem Beben.

Und sieh, die Hoffnung hatte nicht
Das Mutterherz betrogen;
Ein Jüngling schnell die Reih'n durchbricht
Und kommt zu ihr geflogen
Und leget an der Mutter Brust
Das wunde Haupt in sel'ger Lust;
Die Mutter, wie versteinet
Vor Freude, schluchzt und weinet.

„Du bist's! Daß ich dich wieder hab'!“ —
Mehr kann ihr Mund nicht sprechen;
Ihr teures Haupt es sinkt herab,
Die schwachen Kräfte brechen,
Noch einmal selig lächelnd schaut
Sie ihm ins Aug', dann seufzt sie laut;
Befreit von allem Harme
Hält er sie tot im Arme. —

Miramare.

Nachts im Schlosse Miramare
Hört man oft ein leises Klagen,
Und die Wellen geben Antwort,
Übers Weltmeer hergetragen.

„Ach, wann wird mein Weinen enden,
Wann empfang' ich meinen Gatten?“ —
Und die Wellen murmeln Antwort:
„Einst vielleicht, im Reich der Schatten.“

„Der des Heldenlorbeers würdig,
Warum hat man ihn erschossen?“ —
Und die Wellen rauschen Antwort:
„Frag' Juarez und Genossen.“

„Wohnt kein Glück in Fürstenschlössern,
Nicht auf goldnen Königsthronen?“ —
Und die Wellen geben Antwort:
„Das Geschick spielt auch mit Kronen.“

„Ach, was haben wir verschuldet,
Daß man unser Glück vernichtet?“ —
Und die Wellen murmeln Antwort:
„Die Geschichte hat gerichtet.“

„Der uns auf den Thron erhoben,
Warum läßt er jetzt uns fallen?“ —
Und die Wellen rauschen Antwort:
„Das ist Schicksal der Vasallen.“

„Warum strafte nicht der Himmel
Ihn, der schuld an der Bedrängnis?“ —
Und die Wellen murmeln Antwort:
„Sein auch wartet das Verhängnis.“

„Warum mußte man aufs neue
Montezuma's Reich errichten?“ —
Und die Wellen rauschen Antwort:
„Um es wieder zu vernichten.“

„Dort, im schönen, freien Westen,
Ist kein Boden für Cäsare.“ —
Also murmelt's, also klagt es
Nachts am Schlosse Miramare.

Wilhelmshöhe.

Mitternacht auf Wilhelmshöhe! Röchzend bebt der Wald im Sturme;
Träume schrecken Frankreichs Kaiser; zwölf erdröhnt es dumpf vom
Turme.

Sieh, da schreiten durch die Wände, durch die Thüren, lautlos, leise,
Dunkle, geisterhafte Schatten, und sie nähern sich im Kreise.

Mit verstümmelten Gebeinen, mit zerschottnem Haupt und Hirne
Naht ein Heer sich von Gerippen, tiefe Spalten in der Stirne.

Ihrer Gruft sind sie entstiegen, fern im heißen Wüstenlande,
Dort am Po, am Schwarzen Meere und am öden Weltmeerstrande.

Immer neue Schatten schreiten durch die Thüren, durch die Wände,
Und die Jüngstgefall'nen heben kaum verwes'te Leichenhände.

Auf der Brust und auf der Stirne, auf den Leibern, die zerhauen
Und zerschossen, klebt das Blut noch; da erfaßt den Schläfer Grauen.

Ein Gerippe drängt das andre, Heer auf Heer folgt ohne Ende;
Dicht am seid'nen Bett des Kaisers heben sie die Knochenhände.

Auseinander rauscht der Vorhang; wie sie grinsen, wie sie nick'n!
Auf vom Schläfe schreckt der Kaiser, schaut sie an mit stieren Blick'n.

Sieh, hervor aus all' den Schatten, aus des Totenheeres Mitte,
Tritt ein hoher, königlicher Geist mit majestät'schem Schritte.

Aus dem fernen Westen brachte man ihn tot zum Heimatlande.
Seiner Kaisergruft entstiegen ist er jetzt am Donaustrande.

Kaiser Max, aus Habsburgs Stamme, tritt herzu, und halb im
Grimme,
Halb im Hohn, beginnt er also, dumpf und hohl, mit Geisterstimme:

„Bist du's wirklich, feiger Corse? Magst du jetzt der Ruhe frönen?
Hörst du nicht auf Frankreichs Boden fluch und Wehgeschrei ertönen?

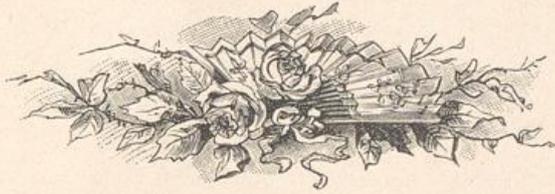
Bist du's, der mich einst verlassen, in der Not, in der Bedrängnis,
Drob mein Weib versank in Wahnsinn? — Hat ereilt dich das Ver-
hängnis? —

Wehe, weh dir, dreimal wehe! Über dich komm all' das Sehnen,
All' der Jammer, all' das Elend, all' das Blut und all' die Thränen!

Das Gedächtnis deiner Thaten werde dir zum Weltgerichte!
Ew'ge Schmach auf deinen Namen in dem Buche der Geschichte!“ —

Spricht's und schreitet stumm von dannen; lautlos folgen ihm die Toten,
Die dem Cäsar, der gefangen, nächstens ihren Grufz entboten.





Lebensanschauung in Sprüchen.

